

caritas

Einblicke 2013



Innovative Projekte der Caritas im Erzbistum Paderborn

Caritasverband
für das Erzbistum
Paderborn e.V.



Inhalt

Impressum

Einblicke 2013

Innovative Projekte der Caritas im Erzbistum Paderborn

Beilage zum Jahresbericht 2013
des Caritasverbandes für
das Erzbistum Paderborn e. V.

Redaktion

Jürgen Sauer, Markus Jonas;
Fachstelle Grundsatzfragen
und Öffentlichkeitsarbeit

Herausgeber

Caritasverband für das
Erzbistum Paderborn e. V.
Am Stadelhof 15
33098 Paderborn
Telefon 05251 209-0
www.caritas-paderborn.de

Realisation

Mues + Schrewe GmbH,
Warstein

Zum Titelbild

Die Friedhofsgruppe der Caritas-
Werkstatt in Brilon wurde
schon 1988 gegründet und
ist mittlerweile zu einer festen
Institution in Brilon geworden.
Foto: Wamers

- | | | |
|----------------------------------|-----------|---|
| Ambulante Pflege | 4 | Schnell, wendig und ohne Parkplatzsorgen
Dortmunder Caritas-Sozialstationen setzen in der Innenstadt Elektro-Fahrräder ein |
| Krankenhäuser | 6 | Mitarbeiter als „Werte-Botschafter“
Ein in den USA entwickeltes Instrument bringt die katholische Identität im Klinik-Alltag zur Sprache |
| Gesundheits- und
Pflegeberufe | 8 | Ein Biologe als Pfleger
Wie arbeitslose junge Spanier eine neue Perspektive in Deutschland finden |
| Personalentwicklung | 12 | Die richtige Balance finden
Caritas-Gruppen im Erzbistum Paderborn beugen dem beruflichen Burnout vor |
| | 16 | Talent zur Führungskraft
Kirsten Eichenauer und Lovely Sander über eine gelungene Mitarbeiter-Förderung |
| Seelsorge | 18 | Zeit zu haben ist ein kostbares Gut
Mitarbeiter von stationären Einrichtungen werden als Seelsorgliche Begleiter beauftragt |
| Altenhilfe | 22 | Den Tod aus der Tabuzone holen
Das Caritas-Altenheim St. Josef fördert die Auseinandersetzung mit dem Sterben |
| Integration und
Migration | 26 | Wenn Nicht-Verstehen krank macht
In Hagen erklärt eine „Gesundheitsmediatorin“ Migranten, wie deutsche Ärzte und Krankenhäuser funktionieren |
| Menschen mit
Behinderung | 28 | Trauer, Trost und Talente
In Brilon kümmert sich eine Gruppe von Menschen mit Behinderung um Beerdigungen |
| Kinder- und Jugendhilfe | 30 | „Respekt“ ist keine leere Worthülse
Jugendhilfe St. Elisabeth in Dortmund erarbeitet mit Kindern und Jugendlichen Regeln, um Gewalt zu verhindern |
| Jugendsozialarbeit | 32 | Einfach, aber lecker
Das Projekt „SchlauSCHmaus“ in Hagen zeigt jungen Eltern, wie gesundes Essen ihren Kindern schmeckt |
| | 34 | Die Entstehung der Jugendcaritas Arnsberg
Ein Erfahrungsbericht von Martina Gerdes |
| | 38 | Wenn Jugendliche fein essen gehen
Ehrenamtliche der Malteser bringen Schülern gutes Benehmen bei |

Ein Wort zuvor



Liebe Leserin, lieber Leser,

Nächstenliebe ist mehr als ein Gefühl der Sympathie oder ein emotionales Gestimmtsein. Nächstenliebe beinhaltet konkretes Handeln aus der Bereitschaft heraus, den Mitmenschen zu helfen. Als Caritasverband für das Erzbistum Paderborn tragen wir diese Nächstenliebe in ihrer lateinischen Übersetzung im Namen. Das ist für uns Anspruch und Verpflichtung zugleich. Die Nächstenliebe geht von ihrem Gegenüber aus, nicht von der eigenen Verfasstheit. Als Verband mit komplexen Strukturen müssen wir uns deshalb immer wieder selbst überprüfen, ob unsere Leistungen noch den Bedürfnissen der Menschen entsprechen, ob unsere Angebote auch nachgefragt werden oder auch welchen Nöten Caritas noch nicht begegnet.

Ausführlich und umfassend berichten wir über die verschiedenen Arbeits- und Hilfebereiche und deren Weiterentwicklung im Jahresbericht „Akzente“. Im vorliegenden Band „Einblicke“, der zum vierten Mal erscheint, nehmen wir interessante und innovative Projekte in den Blick, Maßnahmen oder Arbeitsansätze, die unsere Arbeit weiterentwickeln, die auf konkrete Bedürfnisse unserer Klienten oder Mitarbeiter reagieren und damit dem Anspruch des christlichen Menschenbildes Rechnung tragen.

In Zeiten des Rückgangs der Priesterzahlen gehört dazu etwa die Sicherstellung von seelsorglicher Begleitung in Einrichtungen der stationären Hilfe. Beistand bei seelischer Not, zuhören, wenn jemand etwas auf dem Herzen hat, oder einfach Zeit haben für ein Gespräch – das gehört zum Kern christlich motivierter Sozialarbeit. Die Kostenträger von Krankenhäusern oder Altenheimen sehen das aber nicht vor. Der Diözesan-Caritasverband Paderborn bildet deshalb in einem 129 Stunden umfassenden Kurs Mitarbeiter in stationären Einrichtungen zu Seelsorglichen Begleitern aus. Finanziert wird dieser Dienst am Menschen jeweils zur Hälfte von den Einrichtungen und vom Erzbistum Paderborn.

Buchstäblich Grenzen überschreitet ein Projekt, das jungen spanischen Arbeitslosen eine Perspektive in Deutschland aufzeigt. Zunächst als Sprachschüler und Praktikanten, dann als Auszubildende in der Altenpflege bekommen 20 junge Spanier neue Hoffnung für ein auskömmliches Berufsleben, das ihnen angesichts der wirtschaftlichen Situation in ihrer Heimat dort verwehrt ist. Gleichzeitig bereichern die Kontakte und Erfahrungen über Ländergrenzen hinweg und füllen eine Lücke, die sich aufgrund des Fachkräftemangels in der Altenpflege in Deutschland zunehmend auftut: eine klassische Win-win-Situation, von der die spanischen Auszubildenden wie auch die Träger von Altenhilfe-Einrichtungen profitieren.

Eine Auswahl weiterer innovativer Maßnahmen, Projekte und Ansätze stellen wir in dieser Ausgabe von „Einblicke“ vor. Sie können natürlich nur ein Ausschnitt der vielfältigen Arbeit sein, die in den mehr als 1800 katholischen Einrichtungen unseres Bistums geleistet wird. Ich lade Sie ein, sich von dieser Auswahl inspirieren zu lassen.

Josef Lüttig, Diözesan-Caritasdirektor

Schnell, wendig und ohne Parkplatzsorgen

Dortmunder Caritas-Sozialstationen setzen in der Innenstadt Elektro-Fahrräder ein

Das Kreuzviertel – wer hier wohnt, schätzt die Nähe zur Innenstadt, gemütliche Kneipen und Bistros sowie das Flair des jungen Dortmunds. Hier leben aber auch mehrere Generationen in Altbauten mit hohen Decken und Jugendstil-Balkonen. Wer hier eine Wohnung ergattert, kann sich freuen. Und noch größer ist die Freude, wenn man einen Parkplatz ergattert. Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas-Sozialstation Süd-West ist die Suche dagegen lästig und eine reine Zeitverschwendung. Doch für sie und ihre Kollegen aus dem Bereich Dortmund Nord-Ost entspannt sich die Situation ein wenig – sie nutzen im Innenstadtbereich seit Oktober 2013 Fahrräder mit zusätzlichem Elektromotor, sogenannte E-Bikes.

Anderer Ort, gleiches Problem: Freitagvormittag in der Dortmunder City. An der Kreuzung der Straßen Rosental und Olpe wird gehupt, laut und lange – mal wieder. Der Fahrer einer Limousine gestikuliert wild, beansprucht den letzten freien Parkplatz für sich. Doch das sieht die junge Frau im Kleinwagen ganz anders. Sie stehen sich gegenüber, nur durch die Windschutzscheiben getrennt. Hinter beiden Fahrzeugen bildet sich bereits ein Stau, die Emotionen kochen hoch. Und keine 500 Meter weiter, Richtung Wall, werden Wasserrohre erneuert – inklusive gesperrter Fahrbahn und Baustellenfahrzeugen.

Wer zum Shoppen in die City fährt, ärgert sich über solche nahezu alltäglichen Situationen. Verständlich, doch wer einen Zeitplan erfüllen muss, um vielen kranken Menschen zu helfen, der hat weder Zeit noch Lust auf solche Verkehrsprobleme. Da wird schnell aus Ärger Frust. Und anders sieht es auch nicht in den beliebten Wohngebieten Klinik-, Kreuz- und Saarlandstraßen-Viertel oder in der Gartenstadt aus.

„Ich habe deshalb schon länger mit dem Gedanken gespielt, E-Bikes einzusetzen“, erklärt Kerstin Pleus, Abteilungsleiterin Caritas-Sozialstationen. Denn ihre Mitarbeiter ärgern sich nicht nur über Baustellen und Parkplatznot, sondern wollen für kurze Strecken innerhalb der City ungern das Auto nutzen. Konkret wurde die Idee dann bei einem Arbeitskreis mit der Wirtschaftsförderung der Stadt Dortmund. So kam auch der Kontakt zu dem Jungunternehmen „F & A Manufaktur“ zustande. Wichtig war Kerstin Pleus, dass die Kollegen ihre Begeisterung für die neuen Fahrräder teilen. Und dass diese absolut alltagstauglich sind. Die E-Bikes können nur ankommen, wenn sie „für verschiedene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter fahrbar sind“. Lenker und Sattel müssen etwa schnell auf unterschiedliche Körpergrößen einstellbar sein – ohne Werkzeugkiste und viel Fummeln. Das gilt auch für den Akku. Der liegt auf dem Gepäckträger und ist ebenfalls mit einem schnellen Handgriff entnehmbar. „Zudem wünschen sich die Kollegen einen niedrigen Einstieg“, so Pleus.

Ausgestattet sind die Räder mit allem, was es auch in den rund 90 Autos der Caritas in Dortmund gibt. Ein verschließbarer Koffer vor dem Lenker und zwei Satteltaschen bieten ausreichend Platz für Pflegeutensilien und Dokumentationsmappen. Zudem müsse auch niemand Angst haben, liegen zu bleiben, weil der Strom verbraucht ist. Und: „Jeder kann selbst entscheiden: Wie viel Eigenantrieb will ich investieren?“ Denn der Motor steht immer als surrender Partner bereit, geladen werden die Akkus nachmittags.

Die E-Bikes haben seit Herbst 2013 Wellen geschlagen. Natürlich sei auch der hohe Spritpreis ein gutes Argument. Kerstin Pleus hat wegen der innovativen E-Bike-

Nutzung sogar eine Anfrage aus der Stadtverwaltung von Berlin, Abteilung Stadtentwicklung und Verkehrsplanung, erhalten. Und auch in Dortmund selbst könnte sich die Zahl der caritasroten Räder erhöhen. Die Mitarbeiter legen auf die rote Farbe übrigens großen Wert: „Sie identifizieren sich mit ihrem Arbeitgeber“, begründet Kerstin Pleus die Farbwahl. Und auch die Sozialstationen in Aplerbeck und Hörde wollen sich die E-Bikes ausleihen.





Denn die Vorteile stechen auch in den Vororten. Zumal zum Einzugsbereich von Hörde auch der Stadtteil „Auf dem Höchsten“ gehört. Und hier gilt: Nomen est omen. Oder anders gesagt: Wer hoch hinaus will, wird den Elektromotor schnell nicht mehr hergeben wollen.

Inzwischen sind sich alle E-Biker einig. „Es fährt sich total leicht“, sagen selbst diejenigen, die anfangs skeptisch waren. Dass

man kein durchtrainierter Hobbysportler sein muss, um sein Ziel zu erreichen, lernt man eben am besten bei einer Probefahrt. Und sie sind stolz, wenn ihnen jemand hinterherruft: „Hey, die Caritas ist mit dem Fahrrad unterwegs.“

Wolfgang Maas

Flott unterwegs sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas-Sozialstationen Süd-West und Nord-Ost mit ihren neuen E-Bikes.

Foto: Andreas Oertzen

Mitarbeiter als „Werte-Botschafter“

Ein in den USA entwickeltes Instrument bringt die katholische Identität im Klinik-Alltag zur Sprache

Was ist eigentlich das „Katholische“ an einem katholischen Krankenhaus? Neben bestmöglicher medizinischer und pflegerischer Versorgung wird gerne auf das besondere Profil dieser Einrichtungen verwiesen. Doch woraus besteht dies? In den USA geben katholische Kliniken eigene Antworten auf diese alte Frage. Statt es bei Hochglanz-Leitbildern zu belassen, bringen die Häuser ihre Mitarbeiterschaft und Leitungskräfte in Sachen katholisches Profil „auf Trab“: Von einfachen Arbeitsabläufen des Klinikalltags bis hin zu Grundsatz-Entscheidungen des Trägers wird alles auf den Prüfstand einer „katholischen Identitäts-Matrix“ („Catholic Identity Matrix“, kurz: CIM) gestellt. Ob dies auch in Deutschland möglich ist, testen katholische Krankenhäuser im Erzbistum Paderborn. Eine erste Bilanz des Projektes „German-CIM“ wurde bei einer internationalen Tagung in Dortmund gezogen. Veranstalter waren die beiden Projektträger von German-CIM, der Caritasverband für das Erzbistum Paderborn und das Sozialinstitut Kommende.

Am Katharinen-Hospital in Unna und am Dreifaltigkeitshospital in Lippstadt haben im Rahmen von German-CIM erste „Self-Assessments“ stattgefunden („Selbstbewertungen“). Dabei bewerten die Mitarbeiter anhand eines vorgegebenen Rasters das katholische Profil ihrer Einrichtung. Die beiden Geschäftsführer Klaus Bathen (Unna) und Christian Larisch (Lippstadt) zogen ein positives Fazit: CIM sei ein wirksames Instrument, das Thema „Katholisch sein als Krankenhaus“ in den Blick zu nehmen und mit den eigenen Mitarbeitern darüber ins Gespräch zu kommen. CIM helfe, die katholische Wertschätzung systematisch in den Blick zu nehmen und gezielt weiterzuentwickeln.

Die „Väter“ von CIM in den USA, T. Dean Maines (University of St. Thomas, Minneapolis) und Bill Brinkmann (früher „Ascension Health“, St. Louis), zeigten sich in Dortmund beeindruckt vom Ist-Stand des Projektes German-CIM. Angesichts der unterschiedlichen Situation des Gesundheitswesens, der Krankenhäuser und der katholischen Kirche in Deutschland müssten allerdings die CIM-Instrumente noch besser an die deutsche Realität angepasst werden. Dabei spielen die Mitarbeiter eines Krankenhauses eine wichtige Rolle. „Sie sollen die Identitäts- und Werteprinzipien des Krankenhauses nach innen wie nach außen authentisch leben“, sagt Dr. Thomas Günther, Leiter des Projektes German-CIM. „Mitarbeiter müssen Werte-Botschafter des Krankenhauses sein.“

Für T. Dean Maines und Bill Brinkmann geht es bei CIM um die ständige Auseinandersetzung mit der Frage: „Was bedeutet katholische Identität?“ Weil immer neue Erfahrungen aufgenommen werden sollen, betrachten beide die Identitätsmatrix nicht als eine starre Vorgabe von Kriterien, sondern als ein lebendes und lernendes System von Überzeugungen und Zielen.

Die besonderen Werte eines katholischen Krankenhauses konkretisieren sich bei CIM in sechs Grundprinzipien. Dazu zählen das christliche Menschenbild mit seiner Wertschätzung für die menschliche Existenz in all ihren Lebensphasen, die ganzheitliche, also leib-seelische Hilfe für den Patienten, die besondere Dienstgemeinschaft im gegenseitigen Respekt, das Handeln in Gemeinschaft mit der Kirche und das ressourcenorientierte Management. Auch die Solidarität mit Armen und Bedürftigen gehört zu diesen Prinzipien. So organisiert beispielsweise das Katharinen-Hospital Unna gemeinsam mit dem Caritasverband eine kostenlose Sprechstunde für kranke Obdachlose und andere Bedürftige, die sich scheuen, ein Krankenhaus aufzusuchen. Für Kommende-Direktor Dr. Peter Klasvogt verdeutlichen solche Initiativen den Mehrwert von katholischen Kliniken: „Wie Jesus Menschen berührt und ihnen Heil verschafft, so sind katholische Krankenhäuser auch heute berufen, Orte der Zuwendung und Heilung für die vielfältigen Anliegen der Menschen zu sein.“

Jürgen Sauer

Weitere Infos

www.german-cim.de



Identität von katholischen Krankenhäusern im Blick (v.l.): T. Dean Maines (Veritas Institute, Minneapolis), Brigitte von Germeten-Ortmann (Diözesan-Caritasverband Paderborn), Bill Brinkmann (St. Louis), Dr. Thomas Günther (Projektleiter German-CIM) und Dr. Peter Klasvogt (Kommende). Foto: Jonas



Ein Biologe als Pfleger

Wie arbeitslose junge Spanier eine neue Perspektive in Deutschland finden

Im Januar landeten die jungen Spanier auf dem Flughafen Paderborn-Lippstadt und wurden von Margret Schwede, Thomas Ruhoff und Sabine Maybaum begrüßt (v.l.). Foto: Paderborn-Lippstadt Airport

Das Ökosystem in Naturparks war bisher sein Thema: Oscar Palacio hat in seiner Heimatstadt Pamplona Biologie studiert, viele Praktika gemacht, darunter auch sieben Monate in einem Naturpark in Peru. Doch eine Arbeitsstelle als Biologe hat der 30-Jährige bis heute nicht gefun-

den. „In Spanien kann ich nicht als Biologe arbeiten“, sagt er langsam und bedächtig in dem für ihn noch fremden Deutsch. Seit drei Monaten lernt er in Paderborn die deutsche Sprache und macht parallel ein Praktikum im Caritas-Altenzentrum Hövelhof. Dort hat er auch schon einen Aus-



bildungsvertrag zum Altenpfleger unterschrieben. „Die vergangenen Jahre waren sehr schwer für mich“, sagt er. „Jetzt suche ich eine Arbeit, die ich liebe.“ Die scheint der Biologe in der Altenpflege gefunden zu haben. „Das ist eine gute Arbeit. Ich bin bisher sehr zufrieden. Die alten Leute sind sehr nett.“

Dass Oscar Palacio und 19 weitere Spanier im Alter zwischen 18 und 35 Jahren am 1. August in Altenpflegeeinrichtungen im Erzbistum Paderborn eine Ausbildung beginnen können, haben sie einer logis-

tischen Meisterleistung gleich mehrerer Institutionen zu verdanken. Wegen des wachsenden Fachkräftemangels in der Altenpflege hatte Thomas Ruhoff, Geschäftsführer beim Reichsbund freier Schwestern, die Idee, Nachwuchskräfte für seine stationären Senioreneinrichtungen aus den von Jugendarbeitslosigkeit geplagten europäischen Nachbarländern zu holen. „Die Idee wurde aus der Not geboren“, gibt er zu. „Wir müssen einen bestimmten Anteil an examiniertem Personal nachweisen, und dafür sind kaum noch Deutsche zu bekommen.“

Auf der Suche nach Kooperationspartnern stieß er auf den Ortsverband IN VIA Paderborn, der die Sprachkurse und die Alltagsbegleitung der spanischen Praktikanten übernommen hat, sowie die IN VIA Akademie in Paderborn, mit der der Reichsbund schon seit rund 30 Jahren kooperiert. Die Akademie übernimmt mit ihrem Fachseminar für Altenpflege den schulischen Teil der Ausbildung und stellt zudem in ihrem IN VIA Hotel einigen Spaniern eine Unterkunft zur Verfügung. Hinzu kommen weitere Kooperationspartner: 14 stationäre und ambulante Einrichtungen der Altenpflege. Gefördert wird das Projekt durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales im Rahmen des Förderprogramms MobilPro-EU.

In Bewegung kam das Projekt aber vor allem durch das ehrenamtliche Engagement der Deutsch-Spanischen Gesellschaft Paderborn. Diese nutzte ihre guten Kontakte zur Paderborner Partnerstadt Pamplona. Nach Gesprächen mit der dortigen Arbeitsagentur und dem Erziehungsministerium der nordspanischen Provinz Navarra halfen diese bei einem Bewerbungsverfahren für die Altenpflegeausbildung. 62 Bewerbungen junger Spanier kamen zusammen, die Jesus Barrientos von der Deutsch-Spanischen Gesellschaft unter Zeitdruck übersetzte. „Bis zwei Uhr morgens“, erzählt er und lacht: „Gut, dass es vorbei ist.“

Zu den Vorstellungsgesprächen reiste ein Team der Initiatoren nach Pamplona. 44 Bewerber nahm das Team in Augenschein. „Wir haben viele Schicksale kennengelernt. Man merkte die Perspektivlosigkeit, aber auch viel Skepsis“, erzählt Margret Schwede, Vorstand von IN VIA Paderborn. Vor Ort erregte das Projekt viel Aufmerksamkeit. Die örtliche Tageszeitung „Diario de Navarra“ berichtete ausführlich über das Bewerbungsverfahren und verfolgt auch weiterhin intensiv den Fortgang des Projektes.

In Pamplona ist ein Drittel aller jungen Leute arbeitslos. Und damit steht die nordspanische Industriestadt noch gut da. In Spanien liegt die Jugendarbeitslosigkeit im Durchschnitt bei mehr als 50 Prozent. Gleich zwei Ausbildungen hat etwa die 21-jährige Leire Posadas schon gemacht: als Friseurin und als Kosmetikerin. Doch eine Arbeit hat sie nicht gefunden – trotz

dreimonatigen Praktikums im italienischen Padua. Ebenso wenig wie einige ihrer Freundinnen, die nach ebenfalls zwei Ausbildungen mangels Alternative jetzt noch studieren. Leire hat sich dagegen trotz ihrer Angst vor der anderen Kultur und der schwierigen deutschen Sprache nicht abschrecken lassen. Sie gehörte zu den 26 Spaniern, die nach einem ersten dreimonatigen Sprachkurs im Januar schließlich auf dem Flughafen Paderborn-Lippstadt landeten. Erste Erfahrungen in der Altenpflege hatte sie bereits gemacht: „Ich habe meine Oma gepflegt“, berichtet sie. Jetzt ist sie in Paderborn in der ambulanten Pflege eingesetzt. „Das ist für mich super.“ Ein bisschen Heimweh hat sie dennoch, telefoniert aber regelmäßig mit ihrer Familie und Freunden. Die besorgten Eltern, beide Polizisten, waren auch schon in Paderborn zu Gast, um zu schauen, wie ihre Tochter hier lebt. „Sie waren sehr zufrieden mit meiner Situation“, sagt sie und lächelt.

Neuland betreten nicht nur die spanischen Auszubildenden. Auch für die Projektinitiatoren ist es eine Lernerfahrung. So zeigte sich, dass nicht genug Zeit zum Erlernen der deutschen Sprache eingeplant wurde. Schnell war klar, dass ein Ausbildungsbeginn am 1. Mai mangels Sprachkenntnissen nicht zu schaffen sein würde. Drei weitere Monate Lernen wurden eingeschoben. Doch die Finanzierung war ein Problem. Kurzzeitig schien das Projekt gefährdet. „Ein Scheitern wollte niemand von uns“, sagt Sabine Maybaum, Leiterin des IN VIA Fachseminars für Altenpflege. Die Spanier nach Hause zu schicken sei unvorstellbar gewesen. Die Lösung: Die Azubis werden in ihren Einrichtungen zunächst noch als Minijobber angestellt und erhalten als „Aufstocker“ ergänzend finanzielle Leistungen vom Jobcenter. Den zusätzlichen Sprachkurs finanzieren die Bank für Kirche und Caritas, die Stiftung der Sparkasse Paderborn und der





Landesverband Paritätische. Außerdem unterstützt der Diözesan-Caritasverband Paderborn das Projekt finanziell. Denn: „Wir müssen europaweit denken“, sagt Brigitte von Germeten-Ortmann, Leiterin der Abteilung Gesundheits- und Altenhilfe. „Es ist richtig, jungen Arbeitslosen in Deutschland eine Perspektive zu eröffnen.“ Allerdings: Eine flächendeckende Lösung für den Fachkräfte-Mangel in Deutschland sei das nicht. „Es ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein.“ Zur Lösung des Fachkräfte-Mangels müssten die Bedingungen für Pflegeberufe verbessert und diese attraktiver gemacht werden. „Nur so können wir langfristig die Personalsituation verbessern.“

Eine weitere Hürde müssen die Initiatoren noch nehmen: Die Altenpflege ist in Spanien im Gegensatz zur Krankenpflege nämlich kein anerkannter Ausbildungsberuf. Brigitte von Germeten-Ortmann ist deshalb im Gespräch mit der spanischen Botschaft in Berlin. „Ich hoffe, dass wir bis zum Ende der Ausbildung 2017 eine

Lösung gefunden haben.“ Denkbar sei eine Einzelanerkennung, die laut EU-Richtlinie möglich ist und die für alle Kursteilnehmer beantragt werden könnte. „Es ist notwendig, dass die spanischen Auszubildenden auch bei einer Heimkehr mit einem anerkannten Abschluss eine Perspektive haben.“

Bleibt dann noch zu hoffen, dass die 20 Spanier, die die Ausbildung beginnen, es hinterher mit einer Heimkehr nicht so eilig haben und noch einige Jahre in Deutschland arbeiten wollen. Der Biologe Oscar Palacio und die Friseurin Leire Posadas können sich das jedenfalls vorstellen: „Deutschland ist super.“

Markus Jonas

Oben In einem Sprachkurs von IN VIA Paderborn lernen Leire Posadas und Oscar Palacio (v. r.) gemeinsam mit 18 weiteren jungen Spaniern Deutsch, um eine Ausbildung zum Altenpfleger machen zu können.

Unten Den Fachkräftemangel in der Altenpflege lindern und jungen Spaniern eine berufliche Perspektive geben wollen (v. l.): Birgit Marx (IN VIA Akademie), Elisabeth Keuper und Margret Schwede (IN VIA Paderborn), Thomas Ruhoff (Reichsbund), Sabine Maybaum (IN VIA Fachseminar Altenpflege), Pablo Rivero und Jesus Barrientos (Deutsch-Spanische Gesellschaft), Annette Hummel (Reichsbund) und Renate Rustemeyer (Seniorenzentrum Altenbeken). Fotos: Jonas

Die richtige Balance finden

Caritas-Gruppen im Erzbistum Paderborn beugen dem beruflichen Burnout vor

Entspannt sitzen die Teilnehmer der Caritas-Balance-Gruppe in Schwerte im Kreis, trinken Tee und unterhalten sich. „Das tut mir gut“, sagt Peggy Horton aus Werne. Wie die anderen Teilnehmer der Gruppe nutzt sie das Angebot ihres Arbeitgebers, sich auf die Suche nach der richtigen Balance im Leben zu machen.

der) zu entdecken, Sinn in ihrer Arbeit zu finden und Gemeinschaft zu erleben.

Für Peggy Horton ein Austausch mit „Aha-Effekt“: „Für mich ist interessant, wie andere mit Problemen bei ihrer Arbeit oder mit Stress umgehen.“ Ein Punkt, der auch Ulrike Morgenstern aus Dortmund weiterhilft. „Am Arbeitsplatz ist oft nicht die Gelegenheit, zu reden und Probleme anzugehen.“ Ihr hilft das Gespräch in entspannter Runde, sich so manches von der Seele zu reden und Anstöße zu bekommen, „um zwischen Arbeit und Freizeit die Waage zu finden“.

Wegen Burnouts war sie bereits einmal in Kur, wünscht sich deshalb einen regelmäßigen Austausch über Belastungen und Probleme des Alltags.

Den sollen die Caritas-Balance-Gruppen bieten. Auch in caritativen Einrichtungen seien Mitarbeiter durch körperliches und seelisches Ausbrennen gefährdet, sagt Projektreferent Ralf Nolte. Geschulte Moderatoren bieten interessierten Teilnehmern bei zunächst vier Kurstreffen Möglichkeiten zum Austausch über vier Themenfelder, die maßgeblich zur eigenen Identität beitragen: etwa die Zufriedenheit mit der eigenen Arbeit, die Frage nach dem Lebenssinn, nach Gesundheit und sozialen Beziehungen, die Halt geben. Schwerpunkte können die Kursteilnehmer selbst bestimmen. „Bei uns ist das Thema Arbeit sehr dominant“, sagt Susanne Heintz, die gemeinsam mit Manuela Krancioch-Schütt die Schwerter Gruppe moderiert. Mit Gesprächen, Rollen- und Bewegungsspielen oder auch Wahrnehmungsübungen versuchen die Moderatorinnen, den Teilnehmern

Entspannungsübung: Den Puls spüren

Kennen Sie einen rasenden Puls vor Aufregung oder Anstrengung oder auch den ruhigen Pulsschlag bei Entspannung und Wohlbefinden? Der Puls erzählt vom Leben, und es geht mit dieser Übung darum, seinen Puls wahrzunehmen und sich zu entspannen. Machen Sie diese Übung zwei bis fünf Minuten lang, ohne dabei auf die Uhr zu schauen. Je häufiger Sie sich Zeit für diese Übung nehmen, umso größer wird die Wirkung sein.

Schaffen Sie sich einen Ort, an dem Sie einen Moment Ruhe haben.

Setzen Sie sich locker hin, und konzentrieren Sie sich ganz auf Ihren Körper.

Legen Sie dann die Hände so zusammen, dass sich die Fingerspitzen berühren: Daumen auf Daumen, Zeigefinger auf Zeigefinger etc.

Drücken Sie dann die Fingerspitzen so zusammen, bis Sie Ihren Puls wahrnehmen.

Atmen Sie dabei gleichmäßig und ruhig: Ein und aus! Ein und aus! Achten Sie vor allem auf das Ausatmen.

Langsam ausatmen. Zählen Sie beim Ausatmen von 1 bis 10.

Spüren Sie Ihrem Atem nach.

Ihr Puls wird mit dem Andauern der Übung ruhiger, Ihre Entspannung nimmt zu.

„Wir wollen unsere Mitarbeiter stärken“, beschreibt Ralf Nolte vom Diözesan-Caritasverband Paderborn das Hauptziel des Projektes „DEIN LEBEN – DEINE BERUFUNG“. Mitarbeiter von caritativen Einrichtungen und Diensten sollen befähigt werden, ihre eigenen Kräfte (wie-

Bewegungsspiele und Wahrnehmungsübungen gehören zum Programm der Caritas-Balance-Gruppen. Foto: Jonas



Themen im
Nbr
LEBENS-
ORA ET
LASS ES
WIE S...



*Finden in der Caritas-Balance-Gruppe in Schwerte wertvolle Anregungen für den Arbeitsalltag (v. l.): Ulrike Morgenstern, Stefanie Salem, Peggy Horton, die Moderatorinnen Manuela Krancioch-Schütt und Susanne Heintz sowie Meinolf Steinhofer.
Foto: Jonas*

auch bei der Bewältigung von Konflikten am Arbeitsplatz zu helfen.

Eine Diskussion über das manchmal schwierige Verhältnis zu Vorgesetzten hat Stefanie Salem aus Schwerte geholfen, denn als Leiterin eines katholischen Kindergartens sitzt sie auf der „anderen Seite“, fühlt sich oft nicht recht zugehörig. „Nach der Diskussion bin ich viel entspannter zur Arbeit gegangen.“ An der Gesprächsgruppe schätzt sie deshalb besonders, „dass sie so gemischt ist, mit

ganz unterschiedlichen Berufsfeldern und aus verschiedenen Städten“. „Was ist meine Berufung?“, fragt sich ganz konkret Meinolf Steinhofer aus Dortmund. „Grobe“ Antworten hat er schon: seine Familie etwa, minderjährige Flüchtlinge, für die er sich einsetzt. „Aber ich suche feinere Antworten.“ Diese zeichnen sich dank der Gespräche nun ab. „Es geht auch um ein ‚Burn-on‘“, erklärt Ralf Nolte vom Diözesan-Caritasverband. „Also die Fragen: Wofür brenne ich? Was begeistert mich? Was macht mir Spaß? Was erfüllt



Ralf Nolte

Mein Auftrag – dein Segen Ein Gebet zur Entspannung

Gott, unser Vater,
du hast mich ins Dasein gerufen,
mir mein Leben und meinen Pulsschlag geschenkt.
Du hast mir einen Auftrag gegeben für mein Leben.
Ich habe eine Sendung fürs Leben.
Sinn- oder wertvoll bin ich ins Leben gestellt,
ich bin Teil einer großen Gemeinschaft,
Brücke zwischen Menschen und Generationen.
Herr, Gott, mir ist das Gute aufgetragen:
dein Werk zu vollenden, Frieden zu bringen,
Gutes zu tun, der Wahrheit zu dienen,
dein Wort zu leben, wo immer ich bin,
wo immer ich sein werde.
Stärke und beschütze mich in meinem Tun,
lass mich zum Segen werden für die Menschen,
denen ich heute begegne,
und schenke mir jederzeit deine Gegenwart. Amen.

(Ralf Nolte, nach einem Gebet von den Fidschi-Inseln)

mich? Wir wollen unsere Mitarbeiter in ihren persönlichen und beruflichen Lebenszusammenhängen unterstützen.“

Ganz praktisch hat sich die Schwerter Gruppe auch mit der Frage auseinandergesetzt, wie man sein berufliches und privates Leben in die richtige Balance bringt. „Wir haben die kleinen Dinge aufgeschrieben, die uns Entlastung bringen“, erzählt Stefanie Salem. Denn: „Entspannung braucht Training, um sich im Alltag etablieren zu können“, erklärt Moderato-

rin Susanne Heintz. Die praktischen Anregungen haben auch Peggy Horton weitergeholfen. „Ich konnte meinen Kollegen schon Tipps geben von dem, was die anderen in der Balance-Gruppe gesagt haben“, berichtet die Krankenschwester. Auf die Gesprächstermine freut sie sich deshalb: „Das lohnt sich für mich, ich sauge alles auf wie ein Schwamm.“

Markus Jonas

**Weitere Infos und
Anmeldungen**

www.caritas-balance.de



Starteten das Projekt „In Führung gehen“ der Caritas im Erzbistum Paderborn Anfang 2013 (v.l.): Patrick Wilk (Paderborn), Norbert Altmann (Diözesan-Caritasverband), Georg Rupa (Dortmund), Referent Kurt Bendlin, Lovely Sander (Projektkoordinatorin), Hiltrud Götte (Brilon), Kirsten Eichenauer (Projektkoordinatorin) und Michael Mendelin (Diözesan-Caritasverband). Foto: Jonas

Talent zur Führungskraft

Kirsten Eichenauer und Lovely Sander über eine gelungene Mitarbeiter-Förderung

Bereits 2008 zeichnete sich beim Caritasverband in Dortmund ab, dass Führungspositionen nicht mehr leicht zu besetzen sind. Angesichts des drohenden Mangels an Führungskräften in seinen Diensten und Einrichtungen wurde der Verband aktiv und fördert seit 2010 zukunftsorientiert geeignete Nachwuchskräfte. Über das Projekt „In Führung gehen“ ein Gespräch mit Projektleiterin Kirsten Eichenauer vom Caritasverband Dortmund und Projektkoordinatorin Lovely Sander vom Diözesan-Caritasverband Paderborn.

Was ist das Ziel des Projektes?

Kirsten Eichenauer: Wir wollen Mitarbeiter von heute als Führungskraft von mor-

gen qualifizieren. Das Projekt sieht neben der Begleitung durch einen Mentoren und dem Austausch mit anderen „Mentees“ Kurse unter anderem zu den Themen Führungsinstrumente, Projektmanagement, Wirtschaftlichkeit sowie christliche Unternehmenskultur vor. Im Grund geht es darum, talentierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den eigenen Reihen zu identifizieren, zu entwickeln und an das Unternehmen Caritas zu binden.

Ist die Idee erfolgreich?

Eichenauer: Sehr. Beim Start-Projekt „In Führung gehen“ des Caritasverbandes Dortmund, das im Oktober 2012 zu Ende ging, ist rund ein Drittel aller Teilnehmer



„in Führung gegangen“ und hat Leitungspositionen übernommen. Andere sind spezialisiert auf bestimmte Bereiche oder Ansprechpartner für Projekte. Und im zweiten Durchlauf, diesmal auf Diözesanebene, nähert sich das Projekt auch schon wieder dem Ende. Im September werden die 24 Teilnehmer des Folgeprojektes „In Führung gehen 2.0“ ihre Zertifikate erhalten.

Was zeichnet das aktuelle Projekt aus?

Eichenauer: Das Besondere an „In Führung gehen 2.0“ ist die Zusammenarbeit verschiedener Caritasverbände in unserem Bistum. Im September 2012 konnten wir auf der Vorstandskonferenz in Paderborn fünf weitere Verbände gewinnen. Wir freuen uns, mit den Caritasverbänden Brilon, Hagen, Hamm und Paderborn und dem Caritasverband für das Erzbistum Paderborn gemeinsam diesen Weg zu gehen, um fähige Mitarbeitende aus den eigenen Reihen zu gewinnen. An dieser Stelle

kommt Frau Sander ins Spiel. In Zukunft wird das Projekt vom Diözesan-Caritasverband koordiniert.

Was ist das Besondere an „In Führung gehen 2.0“ aus diözesaner Sicht, Frau Sander?

Lovely Sander: Das Projekt „In Führung gehen“ hat uns von Anfang an begeistert. Grundsätzlich ist die Kombination der verschiedenen Instrumente – Schulungen, Mentoring, Peergroups – bestens geeignet, um „junge“ Führungskräfte nachhaltig auf ihrem Weg zu unterstützen. Aus diözesaner Sicht ist es natürlich spannend und wünschenswert, alle Verbände an diesem Projekt teilhaben zu lassen, ein gemeinsames Verständnis von Führung und eine einheitliche Qualität zu entwickeln und die Vernetzung untereinander zu stärken. Das Projekt, das in dieser Form in Deutschland wahrscheinlich einzigartig ist, trägt auch dazu bei, das Profil der Caritas zu schärfen.

Wie genau werden die Talente gefördert?

Sander: Dies geschieht in Form von sechs zweitägigen Fortbildungsmodulen im Meinwerk-Institut in Paderborn und regelmäßigen Treffen mit einem der 24 Mentoren. Das Entscheidende ist hierbei das verbandsübergreifende „Matching“. Der Fokus bei „In Führung gehen 2.0“ liegt in der Persönlichkeitsentwicklung von Fach- und Führungstalente. Die Seminare dienen der Vermittlung von Wissen in den wichtigsten Feldern der Mitarbeiterführung. In Peergroups werden erlernte Inhalte besprochen, andere Arbeitsbereiche der Caritas kennengelernt und Netzwerke gebildet.

Können Sie Beispiele für konkrete Ergebnisse der Talentförderung geben?

Eichenauer: Es ist so viel Schönes entstanden. Ein Beispielprojekt aus dem ersten Durchlauf ist das neue Konzept für Mitarbeitergespräche, das demnächst als Instrument für die Caritas Dortmund

genutzt wird. Ein anderes Beispiel ist ein Anamnese-Bogen, der für den Sprachheilkindergarten in Gebrauch ist. Im aktuellen Projekt ist auch eine Mitarbeiterbegegrüßungsmappe konzipiert worden. Das Projekt „In Führung gehen“ ist wirklich ein Gewinn fürs Unternehmen. Sieben Talentierte gehören zur Caritas Dortmund. Sie stammen aus den Bereichen Zentrale Verwaltung, Behindertenhilfe, Stationäre Altenhilfe, Berufliche Eingliederung und Soziale Dienste.

Und wie geht es mit der Talentförderung weiter?

Sander: Im Frühjahr 2015 startet die dritte Runde. Auf der Vorstandskonferenz im September 2014 möchten wir dafür weitere Verbände gewinnen. „In Führung gehen“ gefällt uns sehr gut. Dass es richtig ist, belegt auch die Rückmeldung der Teilnehmenden. Die Projektbegleitung lief im jetzigen Durchlauf reibungslos – eine sehr schöne Zusammenarbeit. Wir sind auf dem richtigen Weg und freuen uns auf die vielen verschiedenen Talente, die noch in unserer großen „Caritas-Familie“ schlummern.

Zeit zu haben ist ein kostbares Gut

Mitarbeiter von stationären Einrichtungen werden als Seelsorgliche Begleiter beauftragt

Beistand bei seelischer Not, zuhören, wenn jemand etwas auf dem Herzen liegt, oder einfach Zeit haben für ein Gespräch: Seelsorge gehört zum Kern der Kirche. In Zeiten des Priestermangels wird diese zunehmend von „Laien“ geleistet. Der Diözesan-Caritasverband Pader-

born bildet deshalb in einem 129 Stunden umfassenden Kurs Mitarbeiter in stationären Einrichtungen zu Seelsorglichen Begleitern aus. Die Einrichtungen räumen diesen Mitarbeitern eine gewisse Zahl an Stunden für die seelsorgliche Begleitung von Bewohnern, Mitarbeitern und auch

Angehörigen ein. Das Erzbistum Paderborn fördert bis zu 50 Prozent der Stellenteile dieser seelsorglichen Begleitung. Das dürfte bundesweit einmalig sein.

Im Seniorenzentrum St. Laurentius in Löhne hat die Sozialpädagogin Birgit Won-



derschütz die Fortbildung mitgemacht, hat seit Dezember 2013 Zeit zur Verfügung, um sich um die seelsorgerischen Bedürfnisse von Bewohnern und Angehörigen zu kümmern – sehr zur Freude von Pfarrer Manfred Pollmeier. „Das Wichtigste in der Seelsorge ist, Zeit zu haben. Das ist ein kostbares Gut“, sagt er. Außerdem brauche man auch Sensibilität, „um Dinge zu sehen, Mut, um sie anzusprechen oder manchmal eben auch nicht anzusprechen“. In einem Altenheim werden auch die Mitarbeiter immer wieder mit schwierigen Situationen konfrontiert, weiß Birgit Wonderschütz

aus eigener Erfahrung: „Gerade wenn die Bewohner viele Jahre hier gelebt haben, hat man eine enge Beziehung zu ihnen aufgebaut. Ein Abschied ist dann oft sehr schwer.“ Dann sei es gut, zu wissen, „dass es jemanden gibt, an den man sich wenden kann, mit dem man reden kann“, sagt Einrichtungsleiterin Heike Strüber.

Birgit Wonderschütz gehört zu den ersten 20 Mitarbeitern von Altenheimen, Hospizen, Krankenhäusern und Behinderteneinrichtungen im Erzbistum Paderborn, denen Weihbischof Manfred Grothe im

Die ersten Seelsorglichen Begleiter und andere Kursabsolventen mit dem Vorsitzenden des Diözesan-Caritasverbandes, Domkapitular Dr. Thomas Witt (2. v. r.), Michael Mendelin und Projektreferent Ralf Nolte vom Diözesan-Caritasverband (kniend von rechts) sowie Msgr. Ullrich Auffenberg und Gabi Lüttig vom Kurs-Team (sitzend von links). Foto: Jonas





In einem festlichen Gottesdienst in der Kirche der Schwestern der Christlichen Liebe in Paderborn überreichte Weihbischof Manfred Grothe mit Domkapitular Dr. Thomas Witt und Projektreferent Ralf Nolte die Beauftragung zur Seelsorglichen Begleitung. Foto: Jonas

Dezember 2013 die Beauftragung durch Erzbischof Hans-Josef Becker überreichte. „Dies ist ein Tag der Freude für das Erzbistum“, betonte dabei Grothe, der Bischofsvikar für die Caritas ist. Eingesetzt werden die Seelsorglichen Begleiter in kirchlichen, aber auch nicht kirchlichen Einrichtungen. Der seelsorgliche Dienst erfolgt in Abstimmung zwischen der Einrichtungsleitung und dem Leiter des Pastoralverbundes, in dem die Einrichtung liegt.

In größer werdenden pastoralen Räumen sei es wichtig, „kleine, überschaubare Einheiten zu schaffen, in denen Menschen sich begegnen können und der Gottesglaube erfahr- und spürbar werden kann“, sagt Projektleiter Ralf Nolte. Mit der Weiterbildung zur seelsorglichen Begleitung wolle man einerseits fachliche Kompetenzen stärken, aber auch „Herzensbildung“ fördern, erklärt Monsignore Ullrich Aufenberg, Referent für religiös-pastorale



Bildung im Diözesan-Caritasverband. Im Umgang mit den Menschen in den Einrichtungen gehe es „nicht um Belehrung, sondern um geistliche Berührung“.

Die Richtlinie zur Förderung der Stellenanteile von Seelsorglichen Begleitern in kirchlichen Einrichtungen der stationären Hilfe im Erzbistum Paderborn gilt zunächst bis 2017. Der Kirchensteuerrat des Erzbistums stellte dazu einen Fördertopf von 1,5 Millionen Euro zur Verfügung, den der Diözesan-Caritasverband verwaltet. Gefördert werden 50 Prozent der Stellenanteile von Seelsorglichen Begleitern bis zu einer wöchentlichen Höchststundenzahl, die abhängig ist von der Bewohnerzahl der jeweiligen Einrichtung.

Für Birgit Wonderschütz ist die neue Aufgabe eine gute Ergänzung zu ihrem Engagement für die Hospizarbeit und die Kirchengemeinde, außerdem auch zu ihren bisherigen Aufgaben im Seniorenzentrum St. Laurentius. Persönlich ist sie hochmotiviert, denn: „Die Arbeit mit alten Menschen ist meine Passion“, sagt sie.

Markus Jonas

*Birgit Wonderschütz (r.) vom Seniorenzentrum St. Laurentius in Löhne-Gohfeld gehört zu den ersten Mitarbeitern, die von Erzbischof Hans-Josef Becker mit der Seelsorge in ihrer Einrichtung beauftragt wurden. Unterstützung erfährt sie dabei von Einrichtungsleiterin Heike Strüber und Pfarrer Manfred Pollmeier.
Foto: Susanne Barth/
Neue Westfälische*





Den Tod aus der Tabuzone holen

Das Caritas-Altenheim St. Josef fördert die Auseinandersetzung mit dem Sterben

In unserem Alltag gehört Sterbebegleitung zur Lebensbegleitung dazu“, sagt Elisabeth Mischke. Sie leitet das Caritas-Altenheim St. Josef in Hamm-Herringen. Doch was bedeutet Sterbebegleitung? Dieser Frage gingen Karin Tautorius und Bettina Volmerg nach. Die Altenpflegerinnen arbeiten gemeinsam mit Nicole van Hetting-Sell als Palliativfachkräfte in der Einrichtung.

„Lasst mich – aber lasst mich nicht allein“, unter diesem Leitwort organisierte das Team „Tage der offenen Tür“. „Alltags“-Experten, die ebenfalls mit Leben und Tod beruflich zu tun haben, kamen zu Wort und zeigten, wie facettenreich die Sterbephase eines Menschen ist. Sie erzählten von Todes-Ängsten und dem Zuspürchen, der hilft, diese zu besiegen, von

Schmerzen, die durch die Gabe spezieller Medikamente gelindert werden, und vom Abschiednehmen.

An vier Veranstaltungstagen hatten Bewohner, Angehörige, Ehrenamtliche und die breite Öffentlichkeit die Möglichkeit, den Weg des Sterbens und den Tod eines Menschen aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und anschließend mit den Pflegekräften, den Referenten und der Heimleitung zu sprechen, ihre Eindrücke zu schildern und Fragen beantwortet zu bekommen. Erfahrungsaustausch und der Abbau von gesellschaftlichen, aber auch die Überwindung ganz persönlicher Hemmschwellen standen dabei im Mittelpunkt.

Die Auftaktveranstaltung fand im offiziellen Rahmen statt. Zu den geladenen

Rechts Zur Auftaktveranstaltung begrüßte Elisabeth Mischke (2. v. l.) Pfarrer Brieskorn (l.), Elmar Marx und Anette Stork.

Links Gemeinsam zeigen „Dr. Spagetti“ und eine Zuhörerin dem Tod die rote Nase. Fotos: Plamper



Gästen zählte Elmar Marx. In seinem Grußwort fasste der Vorstandsvorsitzende des Caritasverbandes Hamm das christlich geprägte Leitbild der Institution zusammen. Anette Stork, Pfarrerin in der evangelischen Kirchengemeinde St. Viktor, erinnerte an die Hoffnung auf das ewige Leben nach dem Tod. Als Schirmherr der Veranstaltungsreihe hielt Lothar Brieskorn, Pfarrer in der katholischen Pfarrgemeinde Peter und Paul, das Impulsreferat zum Thema „Geboren, um zu leben – Ethik in der Sterbebegleitung“.

Die Sterbebegleitung dementer Menschen rückte Professor Dr. Erich Grond in seinem Referat am zweiten Tag der Veranstaltungsreihe in den Fokus. Grond betonte, dass auch, wenn der Geist verwirrt und Kommunikation nur noch eingeschränkt möglich sei, der Wunsch nach körperlicher Nähe erhalten bleibe. „Stimulieren Sie alle Sinne“, so sein Appell an Angehörige, Sterbebegleiter und Pflegepersonal. Dazu wurden im Foyer verschiedene Aromatherapien und Anwendungen, die im Caritas-Altenheim St. Josef angeboten werden, vorgestellt und kleine Essproben aus der hauseigenen Küche gereicht.

„Unser Ziel ist es, all das zu tun, was die Würde eines schwerkranken und sterbenden Bewohners erfordert, was ihm gut tut und ihm den letzten Lebensabschnitt erleichtert“, fassten Karin Tautorus und Bettina Volmerg zusammen. Wichtig sei auch, dass sich die Angehörigen angenommen fühlten und mit ihren Fragen, Sorgen, Ängsten und Wünschen nicht alleingelassen würden. „Eine würdevolle Sterbebegleitung, den Tod zu akzeptieren und die Trauer zu bewältigen stellen besondere Anforderungen an alle Beteiligten“, erklärte Heimleiterin Elisabeth Mischke.

Die Erfahrung zeige, dass diese Themen nicht immer im engsten Familienkreis besprochen würden. „Viele Entscheidungen, die die Sterbephase eines Menschen betreffen, fallen in Absprache mit den Angehörigen, behandelnden Ärzten und betreuenden Ehrenamtlichen.“ Im Mittelpunkt stehe dabei der Sterbende. Er bestimme, wie er die ihm noch verbleibenden Stunden seines Lebens verbringen möchte. „Ängste und Unsicherheiten in solchen Situationen resultieren häufig aus Unwissenheit“, so Mischke.

Heimleitung und Pflegeteam haben über Jahre viele Erfahrungen in der Palliativpflege gesammelt. Die eigens gegründete Projektgruppe „Sterbebegleitung“ im Altenheim St. Josef fasste diese in einer Rahmenkonzeption zur Sterbebegleitung und Palliativversorgung zusammen. Es ist auch ein Leitfaden, der deutlich macht, dass in der katholischen Altenhilfeeinrichtung „das unantastbare Recht auf Leben“ und „ein Sterben in Würde“ maßgebend sind. Die aktive Sterbehilfe wird entsprechend abgelehnt.

Auf besondere Weise beschrieb der Pantomime Christoph Gilsbach im Rahmen der Veranstaltungsreihe den Umgang mit Sterben und Tod. Er hatte als „Dr. Spagetti“ mit roter Clown-Nase seinen Auftritt im Altenheim St. Josef. An Beispielen von Nahtoderfahrungen erzählte er vom „Weg ins Licht“, wie beinahe Verstorbene das Erlebte schilderten. Beispiele, die der Angst vor dem Tod die Macht nehmen können. Der Pantomime aus Münster lenkte den Blick aber auch auf einen Tod, der einem zwar den Menschen nimmt, nicht aber die Erinnerung an ihn, lenkte ab vom Traurigkeit, vom Trauern-Müssen, wie es die Gesellschaft verlangt, und rückte dafür die persönliche Beziehung zu dem Verstorbenen in den Mittelpunkt. Eine Beziehung, die über den Tod hinaus den Hinterbliebenen ein „ganz normales Weiterleben“ nicht nur erlaubt, sondern sogar von ihnen fordert.

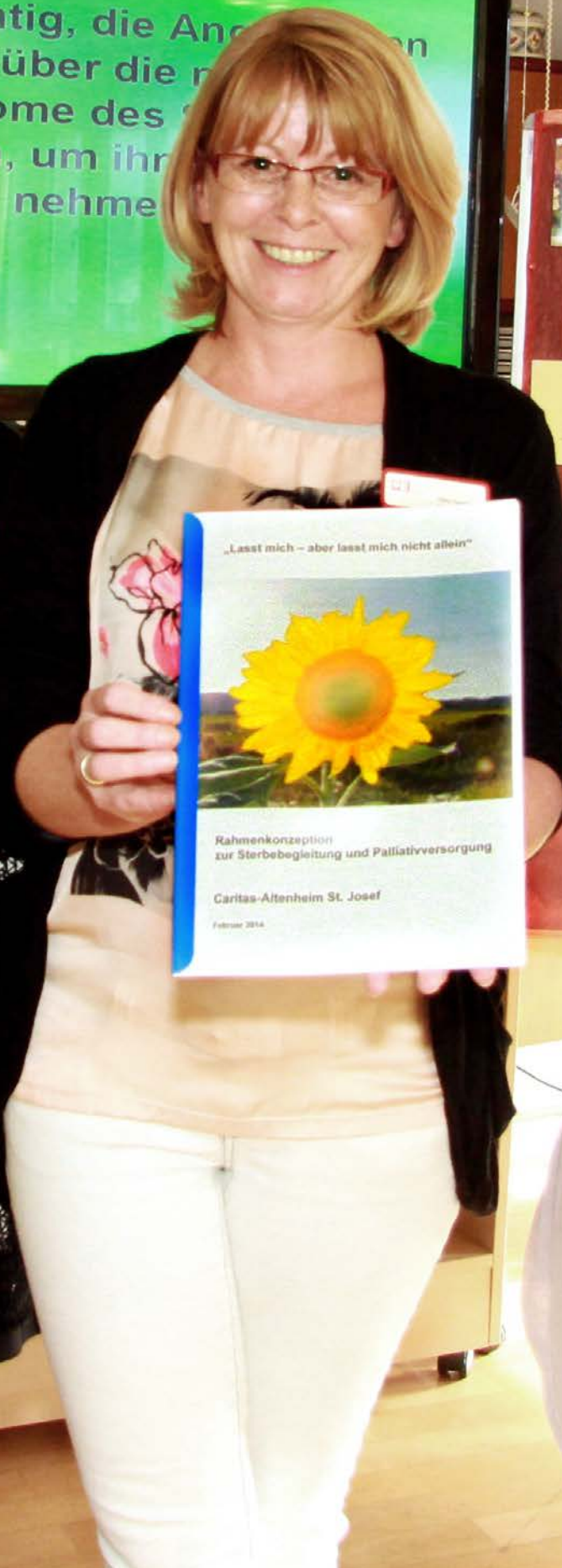
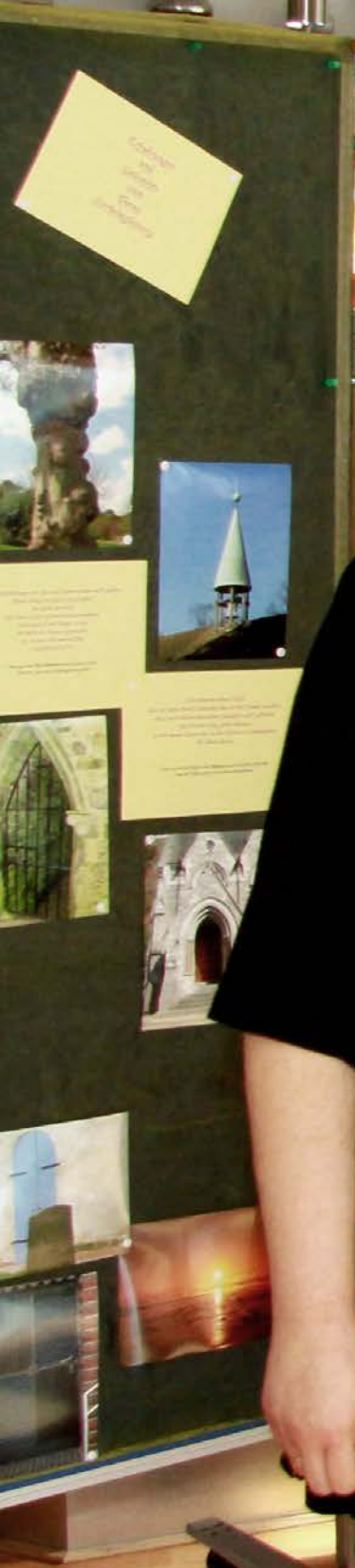
Für Fritz Kramen waren die Themennachmittage jedenfalls ein Gewinn. Er wohnt seit einigen Jahren im Caritas-Altenheim St. Josef. Gemeinsam mit seiner Tochter besuchte der Senior die Veranstaltungen. Für den Fall seines Todes hat er bereits alles vorbereitet. „Ich habe für mich alles richtig gemacht, aber auch noch so manches Neue erfahren“, sagte der 94-Jährige. Er könne sich vorstellen, im St. Josef, das zu seiner Heimat geworden sei, auch die letzten Stunden seines Lebens zu verbringen.

„Wir haben mit unserem Projekt den Tod ein Stück aus der Tabuzone in der Gesellschaft zurück in unser Leben geholt“, ist sich das Organisationsteam um Karin Tautorus und Bettina Volmerg sicher.

Elisabeth Plamper

*Bettina Volmerg und Karin Tautorus beteiligten sich an der Erstellung der Rahmenkonzeption.
Foto: Plamper*

Es ist wichtig, die Angehörigen frühzeitig über die Symptome des ...
... zu informieren, um ihr ...
... zu ermöglichen





Wenn Nicht-Verstehen krank macht

In Hagen erklärt eine „Gesundheitsmediatorin“ Migranten, wie deutsche Ärzte und Krankenhäuser funktionieren

Nicht verstehen und nicht verstehen – das ist so etwas wie ein Teekesselchen. Ein Begriff mit zwei Bedeutungen. Wer etwas nicht versteht, weil er die Sprache nicht beherrscht, hat ein Problem. Wer etwas nicht versteht, weil er das System nicht kennt, hat ebenfalls eines. Kommt beides zusammen, mündet das in diesem Fall in Unwohlsein, Beschwerden, Krankheiten.

Wenn Kayi Schlücker könnte, wie sie wollte, dann gäbe es dieses Teekesselchen nicht. Dann könnte das deutsche Gesundheitssystem auch bei zugewanderten Menschen all seine Stärken ausspielen – und ihnen helfen, wenn sie in Not sind. Denn diese Hilfe haben sie dringend nötig. Das erfährt die Frau aus Togo in Westafrika in ihrer Arbeit immer wieder. Kayi Schlücker nennt sich selbst „Kosmopolitin“ – und hat als solche einen besonderen Zugang zu Menschen aus anderen Ländern, die ein neues Zuhause in Deutschland suchen. Die 46-Jährige ist unter anderem „Gesundheitsmediatorin“ und hat als solche mehr als 100 Zuwanderer in Hagen geschult zum Thema „deutsches Gesundheitssystem“.

„Da gibt es so viele Fragen“, sagt Kayi Schlücker. Fragen, die zumeist oft aus Scham nicht gestellt werden, wie sie festgestellt hat. Ihr aber, der Frau mit einer ähnlichen Geschichte, wie die Migranten sie selbst haben, vertrauen sich die Menschen an. „Wenn sie merken, dass es mir nicht anders gegangen ist als ihnen, erzählen sie.“ Gespräche auf Augenhöhe sind das. Es lässt sich leichter vermitteln, dass der Arzt genau wissen muss, was für gesundheitliche Probleme es gibt – und Scham im Arztzimmer fehl am Platze ist. Und dass es hilft, wenn man die Sprache nur schlecht beherrscht, sich die Begriffe zuvor im Wörterbuch herauszusuchen.

„Ich sage den Teilnehmern: Der Arzt hat nicht viel Zeit. Kommen Sie zur Sache.“ Erst einmal aber muss ein Arzt gefunden werden. Wie geht das? Und was sind Vorsorgeuntersuchungen? Warum sind die wichtig? Und wer darf überhaupt ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen? „Das hängt vom Status ab“, sagt Frau Schlücker, die seit 16 Jahren in Deutschland lebt. Bei Asylbewerbern etwa ist das Sozialamt zwischengeschaltet und gibt Krankenscheine aus. Da taucht aber das nächste Problem auf: „Die Mitarbeiter dort können sich häufig nicht mit den Kunden verständigen. Hier müssten Dolmetscher arbeiten.“

Und so stecken kranke Migranten ganz schnell in einem Kreislauf aus Unkenntnis, Nicht-Verstehen und Scham – was in Summe die Beschwerden noch verstärkt. Das hat Kayi Schlücker festgestellt: Viele Menschen, die ihr Geburtsland verlassen haben, leiden an psychosomatischen Störungen. Kommen in der neuen Umgebung nicht klar, es drücken sie Ängste und Sorgen, die sich in körperlichen Symptomen niederschlagen. „Viele haben Rückenprobleme oder Bauchschmerzen.“ Sie weiß das. Der Arzt aber nicht.

In neun Sprach- und Integrationskursen hat sie im Auftrag der Integrationsagentur des Caritasverbandes Hagen ihre Aufklärungen angeboten. Viele Probleme werden an sie herangetragen, einfach weil es guttut, mit jemandem zu reden. Sei es die Frau, die sich sorgt, weil sie nicht schwanger wird, die Mutter, deren Kind nichts essen will, der pflegebedürftige Angehörige, der versorgt werden muss.

„Ich sage immer: Ich bin kein Arzt! Aber ich kann sagen, wo man Hilfe bekommt. Und in Deutschland bekommt man Hilfe.“ Und sei es zunächst Hilfe, das Gesundheitssystem überhaupt zu verstehen.

*Kayi Schlücker aus Togo lebt seit 16 Jahren in Deutschland und erklärt als „Gesundheitsmediatorin“ im Auftrag der Integrationsagentur der Caritas Hagen Migranten das deutsche Gesundheitssystem.
Foto: privat*

Trauer, Trost und Talente

In Brilon kümmert sich eine Gruppe von Menschen mit Behinderung um Beerdigungen

Wenn sich viele Menschen auf das Wochenende einstimmen, müssen andere noch einmal zur Höchstleistung ansetzen. An Freitagen herrscht auf dem ansonsten eher beschaulichen Friedhof in Brilon Hochbetrieb. „Freitags finden die meisten Beerdigungen statt“, erzählt Uwe Simon von der Friedhofsgruppe der Briloner Caritas-Werkstatt für Menschen mit Behinderung (WfbM) „Hinterm Gallberg“.

Trotz Zeitdruck arbeitet das Team akkurat: hebt die Gräber nach den gesetzlich vorgeschriebenen Maßen termingerecht aus, füllt das Erdreich nach der Beisetzung wieder auf und platziert die Blumenbeigaben. Und all das bis zu 150-mal im Jahr. Statt um Viertel vor vier ist an Freitagen deshalb des Öfteren erst um 18 Uhr Schicht im Schacht. Uwe Simon zuckt mit den Schultern: „Das gehört zu meinem Arbeitsplatz dazu.“ Dort gibt der Tod den Takt vor.

Die 1988 gegründete Friedhofsgruppe ist mittlerweile zu einer festen Institution in Brilon geworden. Sie arbeitet eng mit der Kommune und den Kirchengemeinden zusammen. Dabei zählt sowohl Handwerk als auch technisches Know-how. Die Pflege des Maschinenparks gehört in Hans-Dieter Wellers Metier. Der 62-Jährige zählt zu den Pionieren auf dem Gottesacker. Seit der Gründerzeit ist er im Team der Friedhofsgärtner unterwegs. Weller kennt sich aus: von der Elektrik zur Mechanik. „Die Maschinenpflege muss stimmen, schließlich sollen die Sachen lange halten“, betont Hans-Dieter Weller, während er eine letzte Schraube an der Minibagger-Schaufel festzieht. Noch ein bisschen Schmiere auf die Baggerketten und los geht die gemächliche Fahrt vom Betriebsgelände direkt auf den Friedhof.

Hans-Dieter Weller hat in jungen Jahren bei einem Briloner Elektriker über die Schulter geschaut und mit angepackt. Das

ist jetzt schon einige Jahre her. Erinnerungen verblassen im Alltag, das einmal gelernte und immer wieder eingesetzte Wissen hingegen nicht. „Wir schauen, wem welche Arbeit liegt“, erzählt Gruppenleiter und Gärtner Elmar Schannath. Talente entdecken, erhalten und fördern, das sind die Ziele auch im Friedhofsteam. So wie bei Weller, wie dessen geduldiges Geschick samt filigraner Feinmotorik auch mit seinen stolzen 62 Jahren beweisen. In der WfbM zählt die Wertschätzung von individuellen Leistungen, die dann im Arbeitsalltag motiviert.



Einen weiteren Motivationsgrund nennt Uwe Simon: „Durch die Arbeit auf dem Friedhof kann ich meine Erwerbsunfähigkeitsrente aufstocken. Das ist mein Motivationskick. Von der Arbeit zu leben fühlt sich für mich definitiv besser an, als nur vom Sozialamt abhängig zu sein.“ Der

52-Jährige zählt ebenfalls zu den Urgesteinen der Friedhofsgruppe. „Vor 22 Jahren bin ich auf dem Friedhof gelandet“, sagt Simon mit einem verschmitzten Grinsen. Humor hilft, um auch mit den stets präsenten Schattenseiten auf dem Friedhof im Arbeitsleben klarzukommen: Hinter jedem Grab steht





ein Schicksal, weiß das Friedhofsteam. Tod. Trauer. Verlust. „Es gibt Menschen, die sehr einsam sind – vor allem ältere“, weiß Uwe Simon. Sie suchen Trost an den Gräbern ihrer Angehörigen und finden auf Wunsch aufmunternde Worte oder ein offenes Ohr bei den Friedhofsgärtnern. „So mancher Friedhofsbesucher hat mir schon sein Herz ausgeschüttet“, erzählt Simon: „Dafür muss Zeit sein. Ein wenig Seelsorge braucht ja schließlich jeder – allemal, wenn man trauert.“ Dann wird der zupackende Totengräber zum mitfühlenden Trostspender. „Bei uns herrscht Lebendigkeit, obwohl oder vielleicht auch gerade weil wir die Friedhofsgruppe sind.“

Sandra Wamers



Oben *Freitags hat die Friedhofsgruppe der Briloner Caritas-Werkstatt besonders viel zu tun.*

Mitte *Die Friedhofsgruppe der Caritas-Werkstatt in Brilon (v. l.): Hans-Dieter Weller, Sebastian Emde, Daniela Emmerich, Gruppenleiter Elmar Schannath und Uwe Simon.*

Unten *Hans-Dieter Weller bei der Maschinenpflege. Fotos: Wamers*



Erziehungsleiterin Annick Tombrink erläutert die Arbeit der Projektgruppe zur Erarbeitung von Regeln. Foto: Maas

„Respekt“ ist keine leere Worthülse

Jugendhilfe St. Elisabeth in Dortmund erarbeitet mit Kindern und Jugendlichen Regeln, um Gewalt zu verhindern

Prävention und Gewalt waren immer Themen. Viele Kinder bringen Gewalterfahrungen mit.“ Annick Tombrink sagt das in einem ruhigen Tonfall. Die Erziehungsleiterin der Jugendhilfe St. Elisabeth im Dortmunder Haus Niederhofen arbeitet schon seit 20 Jahren in der Jugendhilfeein-

richtung und kennt die Problematik. Dennoch habe man vor drei Jahren eine Projektgruppe gegründet, um mit Gewalterlebnissen besser umgehen zu können. Daraus sind ein Buch und eine Postkartenserie entstanden – und ein geänderter Umgang mit den Kindern und Jugendlichen.

Die Fragen, mit denen sich die Gruppe beschäftigt, klingen zunächst banal: „Was erwarten wir als Mitarbeiter? Was erwarten die Jugendlichen?“ So fasst es Annick Tombrink zusammen. Denn: „Dass nicht jeder glücklich ist, in einer Jugendhilfeeinrichtung zu leben, ist klar.“ Und dass es viele der Regeln, die nach und nach neu erarbeitet wurden, bereits jahrelang gab, überraschte niemanden. Dennoch ergaben sich auch durch einen Workshop mit den Jugendlichen, in dem etwa Lieder geschrieben, Postkarten gestaltet und Theater gespielt wurde, neue Perspektiven. „Wir erkannten etwa, dass die Gruppenbesprechungen einen anderen Rahmen bekommen müssen. Wir müssen die Kinder und Jugendlichen mehr hören.“ Am Ende sei der Prozess noch lange nicht. „Das muss ja auch gelebt werden. Wir sind noch nicht mit der Arbeit fertig“, betont Annick Tombrink weiter.

Allerdings sei die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, die nicht mehr in ihren Familien leben können oder dürfen, an sich sehr sensibel. Auf der einen Seite stünden der Schutz sowie klare Regeln für das Leben miteinander. Doch es gebe auch eine zweite Seite. „Das ist das Bedürfnis nach menschlicher Nähe.“ Das ist für die Erziehungsleiterin elementar. Doch was brauchen Kinder und Jugendliche in welchem Alter? Wie viel Zuwendung ist angemessen? „In einer Familie ist es normal, dass Kinder im Bett der Eltern schlafen dürfen, wenn sie eine schwere Nacht haben“, nennt Tombrink ein Beispiel. In einer Einrichtung der Jugendhilfe sei das dagegen unmöglich.

Letztlich müssen sich die rund 140 Mitarbeiter, die für die Jugendhilfeeinrichtung der katholischen St.-Johannes-Gesellschaft Dortmund arbeiten, über ihr Handeln bewusst werden. Einfach so ein Mädchen oder einen Jungen in den Arm zu nehmen sei problematisch. Doch wenn ein Kind Trost brauche, sei eine solche Geste durchaus nötig und sinnvoll. „Wir müssen achtsam sein, sensibel sein im Umgang mit den Kindern und Jugendlichen.“ Das gelte auch für die Themen Aggressivität und Sexualität, die natürlich auch zum Leben gehören. Immer müsse ein respektvoller Umgang gepflegt werden. Zudem nehmen alle Mitarbeiter an der entsprechenden Schulung des Erzbistums Paderborn teil.

Diese Herangehensweise trägt bereits Früchte. So haben etwa Jugendliche bemängelt, dass es zwar für die Kinder einen Spielplatz gebe, Teenager hätten dagegen keinen eigenen Treffpunkt. Die Kritik fiel auf fruchtbaren Boden, die Jugendlichen haben nun eine eigene Hütte. Und für die gibt es klare Regeln. „So war das Rauchen ein Thema“, nennt Annick Tombrink ein Beispiel. Es gab Diskussionen und eine Lösung: Die Freunde des blauen Dunstes qualmen vor der Tür – und keiner protestiert. Ein Beweis dafür, dass „Respekt“ keine leere Worthülse ist.

Wolfgang Maas



Oben Gemeinsam mit den Experten der gemeinnützigen Gesellschaft „win2win“ gestalteten die Kinder und Jugendlichen der Jugendhilfe St. Elisabeth zehn Postkarten, darunter diese zum Thema Mobbing.

Mitte „Aus Gewalt Frieden machen“ – ein weiteres Motiv aus der Postkartenserie der Kinder und Jugendlichen im Haus Niederhofen in Dortmund.

Unten Die Seiten 86-87 aus: Gewaltprävention in der Kinder- und Jugendhilfe. Herausgeber: Friedhelm Evermann, Kurt Thünemann. Jugendhilfe St. Elisabeth, Dortmund; win2win gGmbH, Oldenburg. Abbildung mit freundlicher Genehmigung. Repros: Maas



86

Folgende Regeln für die Mitarbeiter der Jugendhilfe St. Elisabeth wurden gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen erarbeitet. Die Einhaltung und Umsetzung bietet allen Beteiligten im Alltag Sicherheit und Orientierung.

Von den Kindern und Jugendlichen geschilderte alltägliche Situationen und Beispiele wurden zum Anlass genommen, verbindliche Regeln für die Mitarbeiter zu entwickeln.

- Regel** Ein Jugendlicher fühlt sich vom Mitarbeiter nicht ernst genommen.
Mitarbeiter müssen aufmerksam und ernsthaft die Anliegen und Bedürfnisse der Betreuten wahrnehmen!
- Regel** Kinder möchten nicht von Mitarbeitern angeschrien, geschubst oder geschlagen werden.
Kinder werden nicht von Mitarbeitern attackiert!
- Regel** Jugendliche mögen es nicht, wenn eine sexualisierte Sprache in der Wohngruppe gelebt wird.
Die Mitarbeiter sorgen für eine angemessene Gesprächsatmosphäre und einen angemessenen Umgangston!
- Regel** Ein Kind möchte nicht, dass man ihm zu nahe kommt. In Begrüßungs- und Abschiedssituationen empfindet ein Jugendlicher die körperliche Nähe zum Mitarbeiter als unangenehm.
Die Mitarbeiter halten eine körperlich professionelle Distanz zu den zu Betreuenden und respektieren die persönlichen Grenzen der Kinder!

87

Jugendhilfe St. Elisabeth

- Regel** Wenn Jugendliche sich in ihren Zimmern aufhalten, möchten sie nicht, dass Mitarbeiter ohne Anklopfen oder ohne Aufforderung zu schnell ins Zimmer kommen.
Kein Mitarbeiter betritt ohne anzuklopfen und unaufgefordert ein Jugendzimmer (außer in Krisen)!
- Regel** Kinder und Jugendliche mögen es manchmal nicht, wie ihnen „Gute Nacht“ gesagt wird.
Mit jedem Betreuten werden individuelle Zu-Bett-Geh-Rituale erarbeitet. Die Selbstbestimmung der Betreuten ist zwingend zu beachten. Die Bettkante gehört dem Betreuten!
- Regel** Jugendliche beschwerten sich über morgendliche Weckrituale.
Mit den Betreuten werden individuelle Weck-Rituale vereinbart!
- Regel** Kinder wollen bei Freunden innerhalb oder außerhalb der Gruppe/Einrichtung übernachten.
Übernachtungswünsche der Kinder müssen frühzeitig im Team und mit Leitung besprochen, beraten und entschieden werden!

ORIGINALTÖNE AUS DEM WORKSHOP OKTOBER 2011

Einfach, aber lecker

Das Projekt „SchlauSCHmaus“ in Hagen zeigt jungen Eltern, wie gesundes Essen ihren Kindern schmeckt

Das Fazit ist kurz und bündig. „Lecker“, sagt die vierjährige Dilara und schleckt sich die Fingerchen ab. „Einfach lecker.“ Gerade hat es Gemüse mit Curry-Apfel-Dip gegeben, eine Mahlzeit für den kleinen Hunger zwischendurch. Zubereitet von ihrer Mutter und einer Gruppe Frauen, die sich in den Räumen des Caritas-Familienzentrums St. Christophorus mitten in Hagen getroffen haben. „SchlauSCHmaus“ heißt es an vier Nachmittagen – und der Name ist mehr als ein gutes Programm. Es geht um gesunde Ernährung. „Aber es ist nicht der nächste Vortrag über die Gesund-

heit von Broccoli“, sagt Yvonne Knura. Die Sozialpädagogin vom Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) in Hagen hat das Projekt gemeinsam mit der Ernährungsberaterin Heike Grünhagen entwickelt. In der Region sucht es seinesgleichen. Denn: Für die Teilnehmer ist alles komplett kostenfrei. Möglich ist dies dank der Unterstützung durch die Adventskalenderaktion des Lions Club Hagen Mark und der Ruberg-Stiftung.

St. Christophorus ist eine Einrichtung im Herzen von Hagen. Sie wird von Kindern besucht, deren Eltern oftmals den ganzen Tag aus dem Haus sind, die dankbar die flexiblen Öffnungszeiten annehmen, froh sind, ihre Kinder versorgt zu wissen. Selber haben sie oft wenig Zeit, um bewusst einzukaufen, in Ruhe zu kochen, gemeinsam zu essen. Da setzt „SchlauSCHmaus“ an. „Über die Kinder erreichen wir die Eltern, die wir ansprechen möchten“, sagt Yvonne Knura. Und wird konkreter: nicht jene, die sich Gedanken über



das Thema Ernährung machen und das Angebot als weitere Möglichkeit der Fortbildung sehen, sondern jene, die bei diesen Aktionen nie dabei sind. „Aus Scham, weil sie die Sprache nicht verstehen oder weil sie vielleicht nicht zugeben möchten, dass das Thema zu Hause vernachlässigt wird“, glaubt Yvonne Knura.

Folglich gibt es keine Aushänge, in denen Mitstreiter gesucht werden. Die Belegung der Veranstaltung erfolgt ausschließlich über die direkte Ansprache in den Einrichtungen. Was eine knifflige, eine sensible Sache ist. Der SkF stößt mit dem Angebot durchaus auf Interesse – erst recht, wenn es dann in die Tat umgesetzt wurde. „Es ist keine Belehrung, kein erhobener Zeigefinger“, sagt Heike Grünhagen. Lie-



bevoll hat die Ernährungsberaterin alles vorbereitet, hat die Gerichte ausprobiert, die Zutaten eingekauft, arrangiert die Zubereitungsplätze mit Fotos und buntem Geschirr. Ihr geht es darum, zu zeigen, wie einfach es ist, gesund zu essen. Das erste Treffen dient einer Standortbestimmung, das Projekt wird vorgestellt. Und es wird natürlich gekocht, einfache Gerichte mit Zutaten, die die Frauen (und auch Männer) durchaus kennen, die sie in dieser Zusammensetzung aber noch nicht ausprobiert haben. Das Ergebnis bei jeder der bisher acht durchgeführten SchlausCHmaus-Runden: totale Begeisterung!

„Die Gemeinschaft war das Tollste“, sagt Frau M. „Außerdem ist die Umsetzung für alle machbar gewesen, die Rezepte sind erschwinglich.“ Als sehr angenehm hat sie es empfunden, dass „SchlauSCHmaus“ in bekannter Umgebung stattfindet und dass die Kinder mitessen dürfen.

„Das ist wahnsinnig gut“, findet auch Dagmar Cramer. Die Einrichtungsleiterin in St. Christophorus hat festgestellt, dass das Angebot sehr gut angenommen wird. „Wir hatten mehrere Nationalitäten dabei, unterschiedliche Voraussetzungen, was Kochkenntnisse angeht – alle Teilnehmer waren nach Abschluss restlos begeistert.“ Das bestätigt Frau M. Die Rezepte habe sie öfter nachgekocht. „Vielleicht könnte man

noch einen Kochkurs anbieten, um alles zu verfestigen und das Gemeinschaftsgefühl zu stärken“, schlägt sie vor.

In der letzten SchlausCHmaus-Stunde kommt die Zahnärztin Sophie Menz dazu. „Gesundheit beginnt im Mund“, sagt Heike Grünhagen. Und auch hier geht es ganz behutsam ums Thema. „Wir schreiben niemandem vor, sich nach jeder Mahlzeit die Zähne zu putzen. Es gibt vielmehr kleine Hinweise und Tipps, etwa nach dem Essen mit Wasser den Mund auszuspülen.“

Kommen in den Tageseinrichtungen die Kinder erst zum Essen dazu, helfen sie in Schulen von Anfang an mit. Das Grundthema ist dabei immer das Gleiche. „Wie verpacke ich Obst und Gemüse, sodass es lecker schmeckt?“, sagt Heike Grünhagen. In ihrem Berufsalltag hört sie immer wieder das Gleiche: „Mein Kind mag kein Gemüse, verweigert Obst!“ Davon ist in den SchlausCHmaus-Runden keine Rede mehr. Ob Fenchel-Birnen-Salat, Rührei mit Zucchini und Paprika, kalt gerührte Beerenmarmelade oder Müsliriegel – sämtliche Rezepte sind nicht nur einfach nachzukochen, sondern schmecken Klein und Groß gleichermaßen.

Wie sagte Dilara: „Lecker. Einfach lecker.“ Mehr ist nicht zu sagen.

Christine Lanwehr

Links *Mit leckeren Salaten lernen junge Eltern, wie sie ihre Kinder zum gesunden Essen verführen.*

Mitte *Wie auch Gemüse lecker schmecken kann, zeigt das Projekt „SchlauSCHmaus“ im Caritas-Familienzentrum St. Christophorus in Hagen.*

Rechts *Beim von den Eltern im Projekt vorbereiteten Frühstück sind die Kinder mit dabei. Fotos: Lanwehr*



Die Entstehung der Jugendcaritas Arnsberg

Ein Erfahrungsbericht von Martina Gerdes

Die Idee, eine Jugendcaritas zu gründen, schwirte schon lange im Kopf unseres Pfarrers Thomas Siepe herum. Er ist geistlicher Begleiter unserer Caritas-Konferenz Heilig Kreuz in Arnsberg. Nach der Firmvorbereitung im Jahr 2011, die auch caritative Einsätze der Jugendlichen beinhaltete, wurde diese Idee wieder konkreter. Viele Jugendlichen sagten, dass ihnen gerade der Einsatz im Altenheim oder bei der Arnsberger Tafel am meisten zugesagt habe. Wir haben diese Grundstimmung als Aufhänger genommen und haben alle 100 Firmlinge eingeladen, sich über die Firmvorbereitung hinaus ehrenamtlich

zu engagieren. Von den 100 Jugendlichen sind sieben Jugendliche im Alter von 14 bis 16 Jahren der Einladung gefolgt. Ein kleiner Anfang?!

Die Jugendlichen waren sehr zurückhaltend, eigene Ideen kamen keine. Ich hatte eine Präsentation vorbereitet, um Anregungen zu geben, was möglich ist. Auch nach der Präsentation kam keine Diskussion zustande. Auf die Frage, was sie sich denn vorstellen könnten, kam die Antwort: „Alles.“ So sind wir gestartet mit dem Einsatz im Seniorenheim Arnsberg und dem Arnsberger Hospiz. Es folgten Vorgesprä-



Rechts Dank finanzieller Unterstützung durch das Erzbistum Paderborn konnte die Caritas-Konferenz Heilig Kreuz für ihre Jugendcaritas eine Fahrt nach Berlin organisieren, wo die Jugendlichen aus Arnsberg auch mit Gleichgesinnten der „Young Caritas“ in Berlin und dem Direktor des Berliner Hauptstadtbüros der Caritas, Mario Junglas, zusammentrafen. Foto: CKD

Links Bei seiner Firmreise durch das Dekanat Hochsauerland-West traf sich Weihbischof Matthias König mit den Jugendlichen der Jugendcaritas der Arnsberger Kirchengemeinde Heilig Kreuz. Er bestärkte die Jugendlichen in ihrem Engagement und dankte ihnen für ihren sozialen Einsatz. Foto: Gerdes

che und Einführungsbesprechungen mit den jeweiligen Einrichtungen, und dann ging es los. Schnell hatte sich der Einsatz unter den Freunden herumgesprochen, und aus den sieben Jugendlichen wurden durch Mund-zu-Mund-Propaganda schnell zwölf Jugendliche.

Die Entwicklung des Projektes

Nach diesen ersten Startschwierigkeiten gelang es den Jugendlichen und uns, weitere Interessierte zu gewinnen. Im Sommer 2012 haben wir dann die Schulen angesprochen, um dort unser Projekt vorstellen zu dürfen. Raum und Unterstützung gab es vor allem vom Mariengymnasium in Arnsberg – bis heute einer der wichtigsten Kooperationspartner für die Gewinnung neuer junger Ehrenamtlicher. Vonseiten des Gymnasiums hat man mir in einer Schulwoche, in der aufgrund von Klassenfahrten viel Unterricht ausfallen musste, eine Sonderstunde in Klasse acht zum Thema „Caritas stellt sich vor“ eingerichtet. Mit den bereits aktiven Jugendlichen habe ich dort unser Projekt „Jugendcaritas“ vorgestellt. Vor uns saßen 70 Jugendliche. Nach 20 Minuten sollten nur noch die dableiben, die Interesse an einer ehrenamtlichen Tätigkeit hatten, die restlichen Jugendlichen durften nach Hause gehen. Es blieben 20 Jugendliche sitzen – alles Mädchen!

Inzwischen arbeiten auch diese Mädchen ehrenamtlich in den Einrichtungen des Caritasverbandes mit. Da werden Spielnachmittage in einer Senioren-WG angeboten, Spaziergänge mit den alten Menschen unternommen, es gibt eine personenbezogene Betreuung einer einzelnen Seniorin in einem Seniorenwohnheim, es wird musiziert im Wohnheim für Menschen mit geistiger Behinderung. Die Aufgabenbereiche sind ganz bunt und vielfältig. Inzwischen ist die Gruppe von insgesamt 32 Jugendlichen gut zusammengewachsen. Ein Beispiel für den Gruppenzusammenhalt ist sicherlich die Teilnahme an der 72-Stunden-Aktion des BDKJ im Sommer 2013. Die Planung und Durchführung des Projektes waren

eine wunderbare Erfahrung für alle Beteiligten. Es zeigte sich schnell, wie ideenreich und beeindruckend gut die ehrenamtlichen Jugendlichen organisiert sind.

Begleitung und Unterstützung

Für uns war von Beginn an wichtig, dass die Jugendlichen während ihres Einsatzes durchweg einen Ansprechpartner haben. Durch die Kooperation mit den entsprechenden Institutionen des Caritasverbandes Arnsberg-Sundern war dies durch die Hauptamtlichen in den jeweiligen Einrichtungen gewährleistet. Mit vier Ehrenamtlichen (zukünftig sechs) und Pastor Siepe begleiten wir die Jugendlichen. Zudem veranstalten wir gemeinsam regelmäßige Treffen und Ausflüge. Dies stärkt das Miteinander und gibt Raum für Austausch und Gespräche. Im Jahr 2012 haben wir mit allen Jugendlichen einen Ausflug zur „Fazenda da Esperanza“ im nahe gelegenen Sundern-Hellefeld gemacht, einem ehemaligen Schwesternhaus, in dem junge Frauen mit Suchterkrankung Aufnahme finden. Es war ein sehr guter Nachmittag. Die dortige Atmosphäre brach Hemmschwellen und regte zu einem wunderbaren Austausch an.

Wertschätzung für die Leistungen der Jugendlichen

Was die Jugendlichen in ihren ehrenamtlichen Einsätzen leisten, ist enorm. Uns ist es daher wichtig, diesen unentgeltlichen Einsatz wertzuschätzen. Daher haben wir mit Hilfe des örtlichen Caritasverbandes eine Bonus-Karte als kleines „Danke-schön“ entwickelt. Mit dieser Karte bekommen die Jugendlichen zehn Prozent Rabatt in einem Café in Arnsberg. Dieses Café ist zentraler und wichtiger Treffpunkt für viele der Heranwachsenden unserer Stadt. Aktuell sind wir dabei, weitere Geschäfte als Partner mit ins Boot zu nehmen. Natürlich läuft nicht alles immer rund. Da gibt es Jugendliche, auf die weniger Verlass ist als auf andere. Oder manchmal hakt es auch in den Einrichtungen des Verbandes an der ein oder anderen Stelle. Da ist es zum Beispiel im Seniorenheim

passiert, dass die Jugendlichen nach Hause geschickt wurden, weil sie angeblich nicht gebraucht würden. Doch all diese Dinge werden sofort angesprochen und bereinigt. Es gibt beim Caritasverband eine Gruppe von Ehrenamtskoordinatoren. Aus jeder Einrichtung kommt dort ein Verantwortlicher für das Ehrenamt in dieser Einrichtung. Zu diesen Treffen werde ich inzwischen eingeladen, und man überlegt gemeinsam, wie man dieses wunderbare Projekt „Jugendcaritas“ pflegen und fördern kann. Da wird zum Beispiel auch darüber gesprochen, wo sich weitere gute Einsatzbereiche für die Jugendlichen ergeben könnten und wie man sich noch besser vernetzen kann.

Vernetzung mit anderen – auch international

Neben der engen Zusammenarbeit mit den jeweiligen Einsatzorten der Jugendlichen und der Kooperation mit den Schulen unserer Stadt hat sich in den vergangenen Wochen eine neue Idee entwickelt. Wir haben Kontakt zur Young Caritas in Österreich aufgenommen. Ziel ist es, Erfahrungen auszutauschen, zusammen Ideen zu entwickeln und miteinander ins Gespräch zu kommen. Neben einem persönlichen Austausch im Rahmen eines Treffens haben unsere Jugendlichen den Vorschlag gemacht, eine gemeinsame zeitgleiche Aktion zu starten – in Österreich und wir hier parallel in Arnsberg.

Facebook und Co.

Auch was die Kommunikation angeht, müssen wir noch besser werden. Jugendliche nutzen Facebook oder WhatsApp. Infos, die ich per E-Mail schicke, werden daher manchmal erst verspätet oder gar nicht gelesen. Die Jugendlichen, die im Hospiz arbeiten, haben über Facebook eine Gruppe gegründet. Damit funktioniert der Kontakt schnell und unkompliziert. In dieser Facebook-Gruppe ist auch eine hauptamtliche Mitarbeiterin des Hospizes. Diese Art der Vernetzung ist unser Vorbild, und so müssen und wollen wir die ganze Gruppe miteinander vernetzen.



Die Finanzierung

Die bisher entstandenen Kosten trägt die Caritas-Konferenz Heilig Kreuz. Darin sind zum Beispiel die Kosten beim Gesundheitsamt für die Belehrung oder die Versicherungskosten bei der 72-Stunden-Aktion enthalten. Künftig will sich sowohl der Caritasverband als auch die Stadt Arnsberg an den Kosten beteiligen. Auch das Jugendamt hat uns einige Möglichkeiten vorgestellt, wo weitere Gelder zu beantragen sind. Die Arbeit der Jugendcaritas ist in Arnsberg von der Öffentlichkeit wahrgenommen worden. Die hiesige Presse hatte Jugendliche gesucht, die sich ehrenamtlich engagieren, und einen Preis ausgelobt. Unsere Hospiz-Jugendlichen haben sich dort beworben und konnten den zweiten Platz, dotiert mit 2.000 Euro für das Arnsberger Hospiz, belegen. Durch die Presseartikel wurde auch der Lions Club auf die Jugendlichen aufmerksam. Er unterstützt das Projekt mit 500 Euro.

Langfristige Entwicklung

Um aus der Jugendcaritas ein langfristiges Projekt werden zu lassen, muss der Nachwuchs gesichert werden. Daher ha-

ben wir mit Hilfe des Caritasverbandes einen Flyer für Werbezwecke erstellt. Die Gruppe ist noch ein kleines Pflänzchen, das wächst und sich entwickelt. Wir als erfahrene Ehrenamtliche und Ansprechpersonen müssen auf die Bedürfnisse der Jugendlichen eingehen und immer am Ball und im Gespräch bleiben. So ändern sich beispielsweise die Stundenpläne der Jugendlichen. Die älteren Jugendlichen wollen sich nebenher Geld verdienen und haben so plötzlich weniger Zeit. Daher ist es ungemein wichtig, immer mit den Jugendlichen in Kontakt zu bleiben, sie in Planungen miteinzubeziehen und den Rahmen ihres Einsatzes neu zu besprechen. Auch in diesem Jahr durfte ich am Mariengymnasium wieder unser Jugendcaritas-Projekt vorstellen. Es waren einige Interessierte. Mal schauen, wie viele letztendlich dann mitmachen. Jugendliche sind lebendig, querdenkend und unkompliziert. Es macht Freude, mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Martina Gerdes
Caritas-Konferenz Arnsberg,
Gemeinde Heilig Kreuz

*Der Lions Club Arnsberg-Sundern und der Distrikt Westfalen-Lippe ehrten die Jugendcaritas im Rahmen des internationalen Wettbewerbs „Lions Young Ambassador“ für ihr vorbildliches Engagement.
Foto: Lions Club*

Wenn Jugendliche fein essen gehen

Ehrenamtliche der Malteser bringen Schülern gutes Benehmen bei

Mit gutem Benehmen neue Ehrenamtliche finden? Hört sich ungewöhnlich an, lässt sich aber durchaus umsetzen. Mit einem preisgekrönten Konzept haben nach den Essener Maltesern auch die Malteser im Erzbistum Paderborn diesen Weg beschritten. Dabei gehen sie mit unkonventionellen Ideen auf Menschen zu, um sie um ihre Zeit zu bitten. In Herne hat das geklappt: Nach nur vier Wochen fanden sich neun Frauen und Männer zusammen, ließen sich ausbilden zu Benimm-Trainern und sind seitdem für die Malteser aktiv in Schulen, in denen sie Jugendlichen korrektes Benehmen beibringen.

Wie begrüßt man sich richtig? Wer erhält bei einem Zusammentreffen als Erstes die Hand? Wofür sind die vielen Messer und Gabeln rund um die Platzteller da, und wie benutzt man sie richtig? Fragen, die Jugendlichen oft Angst machen. Weil sie

sich nicht richtig auskennen, sind sie unsicher, benehmen sich übertrieben oder vermeiden die Situation. Je seltener sie aufgrund ihrer sozialen Herkunft in Situationen gelangen, in denen gutes Benehmen entscheidend sein kann, desto ungeübter sind sie dabei.

Das Konzept der Benimm-Kurse für Hauptschulen greift dort ein. Es soll den Jugendlichen in der wichtigen Phase der Berufsorientierung, in der sie zu Praktika ausschwärmen oder auch bereits erste Bewerbungsgespräche führen, das Handwerkszeug guten Benehmens an die Hand geben. Denn je besser sie sich präsentieren können, je genauer sie die gesellschaftlichen Spielregeln kennen, umso bessere Chancen haben sie später auf dem Lehrlingsmarkt. Der besondere Ansatz der Malteser dabei ist, dass die Kurse, in denen den Jugendlichen dieses so wichtige

Wissen vermittelt wird, von Ehrenamtlichen gegeben werden. Fast durchgängig kommen die Ehrenamtlichen der Malteser aus einer Zeit, in der gutes Benehmen noch zum gesellschaftlichen Lernfeld gehörte. Viele Pensionäre nutzen ihre Zeit, indem sie dieses Wissen an Jugendliche weitergeben.

Benimm-Kurse, das bedeutet Höflichkeit und gutes Benehmen zu vertiefen. Die ehrenamtlichen Trainer der Malteser sind dazu zunächst an Hauptschulen in Herne und Wanne-Eickel engagiert. Die Kurse bestehen dabei aus vier Doppelstunden Unterricht, anschließend gehen die Jugendlichen in feiner Atmosphäre essen, um das Erlernte umzusetzen. Möglich wird das durch Spender, die die Kurse unterstützen. Freiwillig, das ist entscheidend. Die Ehrenamtlichen haben ihre Aufgabe so übernommen und sprechen sich in der





Gruppe jeweils ab, wer für welchen Kurs Zeit hat. Aber auch die Jugendlichen melden sich freiwillig an, da wird keiner von der Schule gezwungen. Eher im Gegenteil: Die meisten Kurse haben mehr Anmeldungen, als Plätze frei sind. Das schafft natürlich eine besondere Atmosphäre, die den Brückenschlag zwischen älteren Trainern und jüngeren Schülern gelingen lässt.

Die im Oktober 2012 gestarteten Benimm-Kurse der Malteser im Erzbistum Paderborn haben auch Medien angelockt. „Egoismus und Ellenbogen – warum nicht?“, lautete das Thema der Sonntagssendung „Weckup“ auf Sat.1. Mittendrin ein langer Beitrag über die Benimm-Kurse der Malteser in Herne. Mona, Elli, Elif und Jakob wurden darin zu kleinen Fernsehstars, ebenso wie Benimm-Trainerin Christel Wolf. Für Sat.1-Redakteurin Pia Rieland war der Dreh in der Hauptschule am Hölkeskampring in Herne eine besondere Erfahrung. Von der Atmosphäre in der Schule und den „Unterrichtsstunden in Sachen Knigge“ mit den Jugendlichen war sie begeistert. Diszipliniert arbeiteten die Mädchen rund um Mitschüler Jakob das Thema „Der gedeckte Tisch“ ab. Auch die Wiederholung zum korrekten Auftreten beim Vorstellungsgespräch saß gut. Gutes

Benehmen, so wurde deutlich, kann auch Jugendlichen viel Spaß machen.

Während Kameramann und Techniker alles festhielten und manchmal sehr nahe dran waren, ließen sich die Jugendlichen aus den neunten Klassen nicht ablenken. Gutes Benehmen, das sei wichtig später im Beruf und auch im Leben, waren sie sich einig. Außerdem wollten sie selbst doch auch höflich behandelt werden, war die Meinung der Schüler. Da lohne es dann schon, sich damit zu beschäftigen, wie eine korrekte Begrüßung aussehe, was mit einer Dreierreihe Messer und Gabeln neben dem Teller anzufangen sei oder wie man sich selbst präsentiere.

Rektorin Claudia Aldibas-Könneke von der Herner Hauptschule am Hölkeskampring freute sich über die plötzliche mediale Aufmerksamkeit. Ein weiterer Baustein, um dem schlechten Ruf der Hauptschulen entgegenzuwirken, so wertet die Rektorin die Benimm-Kurse. Den Maltesern öffnete sie die Tür nicht nur zum einmaligen Auftritt. Sie forderte gleich mehrere Kurse an, um die Zusammenarbeit mit den Ehrenamtlichen fortzuführen.

Christian Schlichter

Links Großer Auftritt: Die ehrenamtliche Benimm-Trainerin Christel Wolf (l.) hatte Sat.1-Redakteurin Pia Rieland in ihrem Benimm-Kurs zu Gast. Die Schüler ließen sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen.

Rechts Lernen auch von Älteren: Die Benimm-Kurse an den Hauptschulen leben auch davon, dass gestandene Ehrenamtliche den Jugendlichen erklären, wie das mit den Knigge-Regeln zu verstehen ist. An der Hauptschule am Hölkeskampring in Herne haben die Schüler das gern angenommen.
Fotos: Malteser

Caritasverband
für das Erzbistum
Paderborn e.V.

